



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Konrad Ferdinand Meyers Gedichte.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Gehorsam aufkündigte und in der Religion die Rückkehr in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche predigte. Mehrere seiner erwähnten jugendlichen Anhänger waren in der That nahe daran, den Lockrufen des modernen Rattenfängers zu folgen, besannen sich indes, mit Ausnahme eines einzigen, glaube ich, der aber nicht zu den hervorragenden zählte, im letzten Augenblicke eines Bessern und thaten den letzten Schritt nicht. (Schluß folgt.)



## Konrad Ferdinand Meyers Gedichte.



Es wird wohl selten vorkommen, daß man lyrische Gedichte fast ausschließlich nach ihrem künstlerischen Werte beurteilt. Bei Konrad Ferdinand Meyer muß dieses geschehen. Wir finden bei ihm nicht das schwärmerische Träumen Eichendorffs und der Romantiker, nicht die süßliche Tändelei, wie sie sich bei Heine und dem jungen Deutschland oft zeigt. Es ist die ihrer Ziele sich bewußte Kunst, die in diesen Gedichten hell und schön zu Tage tritt, und der vollendete Geschmack hat oft das Übergewicht über die lyrische Empfindung.

Wir finden in Meyers Gedichten kein geheimnisvolles Hell Dunkel, sondern überall klaren Sonnenschein, nicht den Zauber unbewußter Empfindung, sondern die Fülle sichtbarer Kraft. Seine Gedichte nehmen nicht ein durch jenes eigentümliche Verschwimmen der Formen in der Idee, die sie geboren hat, sondern durch die scharfen plastischen Konturen ihrer Gestalten. Die Plastik, in künstlerisch abwägendem Geschmack ausgebildet, nur mit den notwendigsten Elementen lyrischer Empfindung versehen, sie ist es, die diesen Gedichten ihren eigentümlichen Stempel aufdrückt.

Wir würden das umfangreiche Buch, das kürzlich schon in dritter, vermehrter Auflage erschienen ist,\*) vielleicht unbefriedigt aus der Hand legen, wenn wir darin reine Lyrik, Liebeslieder, Herzensergüsse u. s. w. suchen wollten. Jedem Leser aber, der ganz unbefangen an diese Gedichte herantritt, werden sie eine Fülle des Anziehenden bieten.

Meyers Gedichte sind auf den ersten Blick Erzeugnisse, die sämtlich den Stempel seiner dichterischen Natur an sich tragen, die Würde und Erfahrung des gereiften Mannes, die Objektivität und klare Lebensauffassung des Gebildeten.

\*) Konrad Ferdinand Meyers Gedichte. Leipzig, S. Häffel, 1887.

Aber gerade diese Eigenschaften sind es, die den Gedichten ein allgemeineres Merkmal ausdrücken, das Merkmal unsers modernen künstlerisch bewußt schaffenden Zeitgeistes. Es ist die tiefste Empfindung des Dichters, und doch auch wieder nicht er selbst, der in den Gedichten waltet. Meyer drückt sein Verhältnis zu seinen Gedichten wohl am besten selbst aus, wenn er sagt:

Mit dem Stifte leß' ich diese Dinge,  
Auf der Rasenbank im Freien sitzend,  
Plötzlich zuckt mir einer Vogelschwinge  
Schatten durch die Lettern freundlich blühend.

Was da steht, ich hab' es tief empfunden,  
Und es bleibt ein Stück von meinem Leben —  
Meine Seele flattert ungebunden  
Und ergötzt sich, drüberhin zu schweben.

Meyer ist ein Meister der epischen Darstellung, wie er das namentlich in seinen geschichtlichen Novellen bekundet hat. So sind auch unter seinen Gedichten das Unvergänglichste die Balladen, in denen überall frische, gedrungene Kraft der Darstellung und Originalität der Motive zu Tage tritt.

Der Dichter weiß zu schaffen in dem ruhigen, dem „ewigblauen“ griechischen Himmel vergleichbaren Stil der Antike, wenn er Stoffe aus dem Altertum behandelt, und in dem bewegten, farbenprächtigen Lichte mittelalterlicher Romantik, wenn sein Griffel uns etwas aus der Geschichte des Mittelalters gestaltet. Wie herrlich ist der Eingang der Ballade: „Der trunkene Gott,“ in der der Freundschaftsmord des Kleitos durch Alexander behandelt wird:

Weisse Marmorstufen steigen  
Durch der Gärten laub'ge Nacht,  
Schlanke Palmensächer reichen  
Zu des Himmels blaue Pracht.  
Über Tempeln, Säulen, Gräben  
Recht in abendweichen Lüften  
Alexanders Lieblingschar;  
Knieend bietet ihm ein Knabe,  
Daß der Erde Herr sich labe,  
Wein in edler Schale dar.

Das ist dieselbe Plastik des Stimmungsbildes, wie wir sie auch in Meyers prosaischen Schriften finden, namentlich in seinen zwei neuesten Novellen: „Die Richterinnen“ und „Die Versuchung des Pescara.“ Der Dichter liebt es, in den meisten seiner Balladen den epischen Faden um ein oder mehrere meisterhafte Stimmungsbilder zu schlingen oder geradezu von einem Stimmungsbilde auszugehen und uns mit einem Schlage in die gewünschte epische Situation zu versetzen. Ich verweise auf die Ballade: „Michelangelo,“ in deren erster Strophe

uns ohne alle beabsichtigte Beschreibung doch die Gestalt des großen Meisters deutlich entgegen tritt:

In der Sifina dämmerhohem Raum,  
Das Bibelbuch in seiner nerv'gen Hand,  
Sitzt Michelangelo in wachem Traum,  
Umhüllt von einer kleinen Ampel Brand.

Zu den besten Balladen der Sammlung gehören: „Das Münster,“ „Einsiedel,“ „Frau Agnes und ihre Nonnen,“ „La Blanche Nef,“ „Die Ketzerin,“ „Der Berg der Seligkeiten“ u. s. w. Die Ballade „Der Mars von Florenz“ behandelt in kurzer, drastischer Form fast dasselbe Motiv, wie Meyers Novelle „Die Hochzeit des Mönches.“

Oft liebt es der Dichter, nach Bildern oder Statuen zu arbeiten. Diese Art ist völlig neu und birgt viel in sich. Allerdings bedarf es dazu nicht nur eines lyrischen Gefühls, sondern auch einer geschmackvollen künstlerischen Auffassung des Geschautes, wenn die Darstellung nicht prosaisch werden soll. Ein gelungenes Beispiel für diese besondere Art ist das „nach einer alten Skizze“ geschaffene Gedicht: „Ja“:

Als der Herr mit mächt'ger Schwinge  
Durch die neue Schöpfung fuhr,  
Folgt in gedrängtem Ringe  
Geister seiner Flammenspur.

Seine schönsten Engel wallten  
Ihm zu Häupten selig leis,  
Riesenhafte Nachtgestalten  
Schlossen unterhalb den Kreis.

Eh ich euern Reigen löse,  
Sprach der Allgewalt'ge nun,  
Schwöret, Gute, schwöret, Böse,  
Meinen Willen nur zu thun!

Freudig jubelten die Dichten:  
Dir zu dienen sind wir da!  
Die zerstören, die vernichten,  
Die Dämonen, knirschten: Ja.

Einen Nachteil hat dieses bewußte Schaffen freilich, daß es Gefahr läuft, in das absichtlich Erzielte und so auf etwas dem dichterischen Geiste abgequältes zu verfallen. Dieser Nachteil läßt sich auch in einigen Gedichten Meyers bemerken, wie z. B. in dem Gedicht: „Der römische Brunnen,“ wo die Nachempfindung des gesehenen Bildes zu einer bloßen Beschreibung wird:

Aufsteigt der Strahl, und fallend gießt  
Er voll der Marmorschale Rund,  
Die, sich verschleiern, überfließt  
In einer zweiten Schale Grund;  
Die zweite gießt, sie wird zu reich,  
Der dritten wallend ihre Flut,  
Und jede rinnt und gießt zugleich  
Und strömt und ruht.

Die Beschreibung freilich ist vortrefflich, das läßt sich nicht leugnen.

Eigentliche Liebeslieder finden sich bei Meyer wenig, dafür aber wunderbar gedankenreiche Dichtungen, die das Wesen der Liebe tief in sich tragen. Wenn daher Meyer vor die Abteilung seiner Gedichte, die er „Liebe“ überschreibt, die Zeilen setzt:

In diesen Liedern suche du  
Nach keinem ernstern Ziel!  
Ein wenig Schmerz, ein wenig Lust,  
Und alles war ein Spiel —

so bin ich gar nicht damit einverstanden. Meyer ist nicht tändelnd leicht, nein, im Gegenteil tief empfindend von der sonnenklarsten Reinheit glücklicher Liebe bis zu der düstersten Tragik des Elends. Ich setze als Beispiel das herrliche Gedicht „Einer Toten“ vollständig hierher:

Wie süß! ich heute deine Macht,  
Als ob sich deine Wimper schatte  
Vor mir auf diesem ampelhellern Blatte  
Um Mitternacht!  
Dein Auge sieht  
Begierig mein entstehend Lieb.

Dein Wesen neigt sich meinem zu,  
Du bist! Doch deine Lippen schweigen,  
Und kiest du ein Wort, das zart und eigen,  
Bist wieder du,  
Dein Herzensblut,  
Indes dein Staub im Grabe ruht.

Mir ist, wenn mich dein Atem streift,  
Der ich erstarrt an Kampf und Wunden,  
Als seist in deinen stillen Grabestunden  
Auch du gereift  
An Liebeskraft,  
An Willen und an Leidenschaft.

Die Marmorurne setzten dir  
Die Deinen — um dich zu vergessen,  
Sie erbten, bauten, freiten unterdessen,  
Du lebst in mir!  
Wozu beweint?  
Du lebst und fühlst mit mir vereint!

Die ersten Strophen sehen sich an wie ein Gabriel Max. Aber ein gespensterischer Schluß wäre dem ganzen Wesen Meyers zuwider. Die helle Lust des Lebens spricht aus der letzten Strophe.

Echt volkstümliche Elemente enthält die Abteilung „In den Bergen,“ namentlich schöne Naturbilder aus der Schweiz, die in ihrer mehr epischen Beschaffenheit vielfach an ähnliche Partien im ersten Teile von Meyers „Sörg Grenzboten III. 1888.

Senatsch“ erinnern. Reflexion wird man in diesen Naturbildern wenig finden, und wenn sich ja eine findet, ist sie meistens nicht sonderlich gelungen. Die reflektirende Dichtung widerstrebt eben dem ganzen Wesen Meyers. Prächtige Naturbilder finden sich übrigens auch in der Abteilung „Stunde.“ Hier ein kleines, überschrieben „Vor der Ernte.“

An wolkenreinem Himmel geht  
Die blanke Sichel schön,  
Im Korne drunter wogt und weht  
Und rauscht und wüßlt der Äh'n.

Sie wandert voller Melodie  
Hochüber durch das Land,  
Früh morgen schwingt die Schnitt'rin sie  
Mit sonnenbrauner Hand.

Ich habe schon die Originalität der Motive Meyers erwähnt. Hier will ich noch einen damit zusammenhängenden Punkt kurz berühren. Der Dichter macht es sich meistens zu einer besondern Aufgabe, seine Motive sorgfältig auszugestalten, sodaß sie oft nicht mehr rein lyrisch sind, sondern von einer berechneten, völlig dramatischen Wirkung werden. Die Unmittelbarkeit des lyrischen Motivs finden wir bei Meyer selten.

In den meisten Fällen ist er zu dieser Darstellung auf einer ganzen Stufenleiter der Entwicklung seines Motivs gelangt. Dieses bewusste Ausbilden ließe sich auch rein äußerlich an den einzelnen Auflagen seiner Gedichte verfolgen. Eines der merkwürdigsten Beispiele dafür dürfte die schon erwähnte Ballade „Michelangelo“ sein, die in einer frühern Auflage eine ganz andre Gestalt hatte.

Meyers Motive sind stets von einem gesunden Realismus durchdrungen, ohne jede Überschwänglichkeit, aber zart in der Darstellung alles Menschlichen. Nie kommt er zu einem verkehrten Naturalismus. Als Beispiel seines feinsinnig durchgebildeten Realismus teile ich zum Schluß noch das herrliche Gedicht „Am Himmelsthor“ mit:

Mir träumt', ich komm' ans Himmelsthor  
Und finde dich, die Süße!  
Du sahest bei dem Duell davor  
Und wuschest dir die Füße.

Du wuschest, wuschest ohne Raß  
Den blendend weißen Schimmer,  
Begannst mit wunderlicher Hast  
Dein Werk von neuem immer.

Ich frug: Was habest du dich hier  
Mit thränennassen Wangen?  
Du sprachst: Weil ich im Staub mit dir,  
So tief im Staub gegangen.

